

Thomas Schneider

HAJÓS REVISITED – SECHS JAHRE NACH DEM PROJEKT

„Hajós revisited – sechs Jahre nach dem Projekt“¹ soll Thema des folgenden Referats sein, das die letzte Station der Fotoausstellung „Hajós - ein ungarndeutsches Dorf im Umbruch“ in Freiburg abschließen wird. Es werden dies wiederum vorläufige Anmerkungen sein, eine neuerliche Zwischenbilanz der Veränderungen zu ziehen und zu versuchen, einen laufenden Prozeß analysierend zu verstehen. Es sind nunmehr über sechs Jahren vergangen, seit im Rahmen eines zweiwöchigen Forschungsaufenthaltes in Ungarn die Ergebnisse erarbeitet wurden,² die unter anderem in der hier im Johannes-Künzig-Institut gezeigten Fotoausstellung ihren Niederschlag fanden.

Ein kurzgehaltener Rekurs sei als Auftakt an dieser Stelle gestattet. Bei der Erarbeitung der Projektergebnisse hatten sich seinerzeit erhebliche Zweifel breit gemacht: Zweifel, ob wir unseren eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen trauen konnten, nach denen zu urteilen Verunsicherung die vorherrschende Grundstimmung zu sein schien; Zweifel, ob man denn die vorgefundene Situation nicht zu schwarz male, die Stimmung der Menschen nicht zu pessimistisch, die Ausblicke nicht zu düster schildere? Wurden wir, so die selbstkritische Frage, der Stimmung in der Gemeinde wirklich gerecht?

Gewiß, schon im Jahr 1991 hatte der mitgereiste Berichterstatter aus der Partnergemeinde Hirrlingen seine Beobachtungen in die Schlagzeile gefaßt: „Wolken überm Urbansfest - Hajós feiert, bangt aber um seine wirtschaftliche Zukunft.“³ Die subjektiven Einschätzungen, die wir in Hajós im Jahr 1995 zu hören bekommen hatten, entsprachen genauestens dem, was Peter Niedermüller ein Jahr später generalisierend für die kulturelle Stimmung und die soziale Wirklichkeit in Ost- und Südosteuropa konstatierte: sie waren trüb und konfus.⁴ Die Zweifel, welche die Aufarbeitung der Projektergebnisse noch begleitet hatten, wichen bei Besuchen in Hajós in den folgenden Jahren der unangenehmen Gewißheit, daß die wahrgenommene düstere Stimmungslage des Jahres 1995 noch keineswegs die Talsohle der negativen Einschätzungen bedeutete.

-
- 1 Der vorliegende Text wurde als Referat am 14.3.2002 im Johannes-Künzig-Institut in Freiburg i.Br. gehalten. Stil und Duktus der Redeform wurden in der Druckfassung weitgehend beibehalten.
 - 2 Vgl. Schellack, Fritz (Hrsg.): Hajós – ein ungarndeutsches Dorf im Umbruch, Beiträge zum Alltagsleben nach der politischen Wende von 1989. Mainz 1996 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 20).
 - 3 Zit. nach Niem, Christina: „Viele Neuigkeiten aus Hajós“ – Die Gemeindeparterschaft mit Hirrlingen. In: F. Schellack 1996, S. 213-239, hier S. 236.
 - 4 Vgl. Niedermüller, Peter: Interkulturelle Kommunikation im Postsozialismus. In: Roth, Klaus (Hrsg.): Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. Münster / München / New York 1996, S. 143-151.

Bereits im Frühjahr des folgenden Jahres, als ich im Zuge eigener, weiterer Recherchen Gespräche in Hajós führte, war unverhohlenes Mißtrauen zu verspüren. Mit der Frage „Wer hat dich geschickt?“ forderte ein Gesprächspartner unverblümt eine Legitimation ein, andere lehnten die Bitte um ein Gespräch rundweg ab. Damit hatten nicht quantifizierbare Subjektivationen ihre Entsprechung in beobachtbaren Objektivationen gefunden: die (möglicherweise diffuse) negative Stimmung drückte sich in manifesten Haltungen aus⁵ – ein Problem, das für weitere Forschungen in Hajós zu berücksichtigen sein wird.

Kommen wir nun aber auf das anstehende Thema zu sprechen, also darauf, welchen Entwicklungsstand die Situation in Hajós heute erreicht hat. Als Kategoriengerüst für dieses Unterfangen soll die Anregung des hiesigen Hausherrn, Prof. Mezger, dienen, der im Herbst des vergangenen Jahres bei der Tagung des Tübinger Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in seinem Eröffnungsvortrag die Zuordnung der Beobachtungsergebnisse zur Spezifik des Wandels nach den bekannten Kulturdimensionen von Zeit, Raum und Gesellschaft vorschlug.⁶

Nehmen wir also als erste Dimension die Zeit unter die Lupe. Hajós war seit seiner Neugründung im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts ein agrarisch geprägter Ort gewesen, dessen Einwohner in ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl von der Landwirtschaft lebten. Dies hatte sich zwar auch in den vierzig Jahren der sozialistischen Ära vom Grundsatz her nicht geändert, allerdings boten die Großbetriebe der kollektivierten Landwirtschaft spezialisierte Arbeitsplätze für Maschinisten, Fahrer oder Mechaniker. Rund 400 Hajóser waren bis 1989 in der örtlichen LPG „József Attila“ beschäftigt und ca. 1.100 pendelten täglich in den nur 6 km von Hajós entfernt gelegenen Betriebszweig des Weinkombinats Hosszúhegy. Besonders für die letztgenannten bedeutete die Zerschlagung des Staatsbetriebs nach 1990 einen abrupten Bruch mit ihrer bisherigen Lebensführung und den Gang in die Arbeitslosigkeit.⁷

Nur wenig sanfter verlief die Umwälzung für die in der Genossenschaft Beschäftigten. Zwar wurde nach dem Ende der alten LPG 1992 eine Nachfolgegenossenschaft gegründet, die im Rahmen der re-privatisierten Landwirtschaft tätig wurde, doch blieb der Personalstand dieser Genossenschaft mit etwas über 40 Angestellten und Arbeitern weit unter dem der Vorgänger-

5 Vgl. hierzu Roth, Klaus: Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. In: Ders. 1996, S. 11-27.

6 Vgl. Mezger, Werner: Volkskulturen im Umbruch. Ost- und Ostmitteleuropa. In: Gehl, Hans (Hrsg.): Regionale Volkskulturen in Ostmitteleuropa. Abgrenzung – Nachbarschaft – Interethnik. Tübingen 2002 (= Materialien des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 13), S. 15-33, hier S. 28.

7 Vgl. hierzu: Schneider, Thomas: „Viel Gutes sieht man nicht“ – zur Situation der Landwirtschaft in Hajós. In: F. Schellack 1996, S. 140-167.

genossenschaft. (Zum Vergleich: 40 Beschäftigte hatte zuvor allein die Maschinenstation der alten LPG gezählt!) Erwerbslosigkeit wurde in Hajós (wie auch anderwärts in Ungarn oder anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks) zum Massenphänomen, das genau zu beziffern allerdings weder im Jahr 1995 möglich war (man sprach damals von 20 % Arbeitslosen) noch heute möglich ist.⁸

Der Grund dafür war damals wie heute derselbe: die Statistik führt nur diejenigen auf, die Arbeitslosengeld bekommen. Dies wird aber nur für ein Jahr bezahlt, nach dieser Frist bleiben die Menschen sich selbst überlassen und verschwinden aus der Statistik. Arbeitslos zu sein war und ist in Ungarn ebenso stigmatisiert wie hierzulande, und die Feststellung Pierre Bourdieus läßt sich auch in Hajós exemplifizieren: „Auch wenn sie nicht immer klar in diesem Licht besehen wird, ist die Arbeit, auch wenn sie noch so erniedrigend sein mag, immer noch mehr und etwas anderes als ein einfacher Broterwerb, und die Arbeitslosigkeit begegnet nur deswegen einer so tiefgehenden Angst, weil bei ihr wirtschaftliche Not mit einer gesellschaftlichen Verletzung und Beschneidung einhergeht.“⁹

Für die meisten ehemaligen Genossenschaftsmitglieder wie auch für die vom Kombinat Entlassenen blieben nach einem Jahr nur zwei ernstzunehmende Alternativen zur völligen Erwerbslosigkeit (oder zur Migration, von der noch die Rede sein wird): die Aufnahme einer selbständigen landwirtschaftlichen Tätigkeit auf Böden, die sie sich im Rahmen der Entschädigungsmaßnahmen ersteigert hatten, oder die Verdingung im Tagwerk, in der Landwirtschaft, versteht sich. (Bei letztgenannter Tätigkeit können heute zwischen 9 und 10 Euro pro Tag verdient werden, ein Rentenanspruch wird dabei freilich nicht erworben.) Beide Handlungsweisen, die oftmals auch in Kombination anzutreffen sind, führten dazu, daß Hajós sowohl Mitte der neunziger Jahre wie auch heute noch als ein re-agrarisiertes Dorf angesprochen werden kann.

Die meisten Familien sind heute enger mit der Landwirtschaft verbunden als zu Zeiten des Sozialismus, in der sie ihre Hoflandwirtschaft betrieben, wenngleich es heute lediglich 15 Familien in Hajós gibt, die vom Ertrag ihres Agrarbetriebs allein leben können. Enger mit der Landwirtschaft verbunden sind aber auch die vielen Nebenerwerbslandwirte, weil sie sich heute um jeden Schritt der Agrarproduktion selbst kümmern müssen, wohingegen zur Zeit der alten, sozialistischen LPG Aussaat, Ernte und Vermarktung der Produkte der Feierabendlandwirte von der Genossenschaft übernommen worden waren. Enger deshalb, weil die private Landwirtschaft unter dem Konkurrenz-

8 Vgl. ebd.

9 Bourdieu, Pierre: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachwort von Franz Schultheis. Konstanz 2000 (= Éditions discours, 25), S. 73.

druck des kapitalistischen Marktes vonstatten zu gehen hat, dessen Zyklen und Rhythmen von außen vorgegeben, um nicht zu sagen: diktiert werden und dessen eherne Regel, daß Zeit Geld ist, nunmehr das Leben der Menschen bestimmt.¹⁰

In diesem Zusammenhang scheint es mir angebracht, auf ein Datum hinzuweisen, welches zumindest eine symbolische Zäsur darstellt: am 30. November des vergangenen Jahres (2001) stellte auch die 1992 gegründete „Hajósi Mezőgazdasági Szövetkezet“ aus Rentabilitätsgründen ihren Betrieb ein. Damit wurde in Hajós nach 52 Jahren das wechselvolle Kapitel der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften¹¹ wohl endgültig geschlossen. Das ehemalige Verwaltungsgebäude in der Ortsmitte steht seither zum Verkauf; die Chancen, einen solventen Käufer zu finden, werden eher gering eingeschätzt.

Daß die neue Zeitstruktur das Leben der Hajóser Bevölkerung bereits durchdrungen hat, wird nicht allein in Aussagen wie dieser deutlich, daß die Menschen heute alle „voller Streß“ seien. Auch das langsame Abrücken von den Verhaltensnormen und Sitten traditionaler, agrarischer Prägung, die sich über Jahrzehnte im sozialistischen Dorf erhalten hatten, signalisiert den veränderten Umgang mit der Zeit. Bis vor wenigen Jahren wurden Hausschlachtungen in den Familien als Großereignis gefeiert und als ein Fest mit Freunden und Verwandten begangen: „Bis zwölf Uhr am Abend, Kartenspielen, Singen. Es kam vor, daß es um zwei Uhr auch noch ging. Dann waren da auch oft zwei Tische, vorne waren die Jüngeren, hinten die Älteren.“ Ehemals als ein Fest begangen, begleitet heute eine versachlichte, fast schon distanzierte Haltung diesen Termin, der seinen Festcharakter immer mehr verliert. Diese Veränderung wird sehr deutlich wahrgenommen und als Verlust geschildert: „Heute ist keine Musik mehr, früher gab’s dabei. Jetzt tun wir nur so singen, die Männer tun Karten spielen. Um sieben Uhr anfangen, dann ist man um drei Uhr fertig. Und jetzt ist es so, daß es oft heißt: Rasch, rasch, bis Mittag soll alles fertig sein, weil da soll ich schon aufgeputzt haben. Nein, das hat seinen Tag. Der Tag ist dafür da. Schweineschlachten tut man nicht jeden Tag. Und ich soll nicht nur Arbeit haben, ich soll auch eine Freude haben.“¹²

Die Adaption westlicher Zeitvorstellungen wirkt sich neuerdings auch in negativer Weise auf den Hajóser Tourismus aus, von dessen Ausbau man sich noch Mitte der neunziger Jahre einiges versprochen hatte.¹³ Viele der

10 Vgl. Schneider, Thomas: Landwirtschaft in Hajós. Agrarhistorie und sozialer Wandel in einem ungarndeutschen Dorf. Mainz 2000 (= Studien zur Volkskultur, 27), S. 279-318.

11 Vgl. Schneider, Thomas: Kollektiv als Perspektive? Auswirkungen der kollektiven Landwirtschaft 1949-1968 auf Ungarndeutsche und Ungarn. In: H. Gehl 2002, S. 129-153.

12 T. Schneider 2000, S. 317.

13 Vgl. hierzu: Kloos, Gertraud: Tourismus in Hajós. In: F. Schellack 1996, S. 191-211.

Preßhäuser im Hajóser Kellendorf¹⁴ waren daraufhin zu Ferienwohnungen ausgebaut und eine ganze Reihe von Bewirtungsbetrieben eröffnet worden, doch zeigt sich seit etwa zwei Jahren eine stark rückläufige Tendenz, insbesondere bei den Übernachtungsgästen. Hatten sich die Vermieter von Privationen in früheren Jahren noch intensiv um ihre Gäste gekümmert, mit ihnen gefeiert und ihnen einen gewissen Familienanschluß ermöglicht – die, vorsichtig formuliert, flexibel und großzügig gehandhabten Arbeitszeitregelungen der sozialistischen Großbetriebe erleichterten eine solche „Intensivbetreuung“ –, so beschränken sich die Kontakte heute nicht zuletzt aufgrund der drastisch veränderten Arbeitssituation bzw. des Arbeitstempos auf den Feierabend oder man vermietet die Ferienwohnung ganz unpersönlich über Vermittler – und die Gäste bleiben aus.

Es bleiben auch kaum mehr Bustouristen zur Übernachtung im Kellendorf – denn auch deren Zeit ist knapp bemessen und reicht gewöhnlich nur mehr für einen Zwischenstop mit Imbiß, viel Wein und zwei Tänzchen der Kindertrachtengruppe. Freilich soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß der in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre grassierende „Autoklau“ durch eine von Baja und Kecskemét aus operierenden, organisierten Bande dem Tourismus im Hajóser Kellendorf argen Schaden zugefügt hat. Die Bande ist mittlerweile gefaßt – der Imageverlust, so ist zu befürchten, wird länger bleiben.

Die fortschreitende Akzeleration und die bis vor wenigen Jahren noch kaum bekannte Zeitknappheit¹⁵ der Hajóser fällt seit einiger Zeit auch den Deutschen auf, die sich zu Beginn der neunziger Jahre im Kellendorf eingekauft hatten, als man – nach westlichen Maßstäben wohlgerne – für wenig Geld einen Keller erwerben konnte. Sie waren von der damals zumindest noch scheinbar intakten Kellendorfkultur fasziniert gewesen, dieser Kultur, die scheinbar jenseits ökonomischer Zwänge dem Rhythmus einer gemächlich-geselligen Eigenzeit gehorchte.¹⁶ Sie waren so fasziniert, daß sie sich dem Zauber dieser Insel der Ruhe und weinseligen Kontemplation ein- oder mehrmals im Jahr hingeben wollten. Daß sie damit aktiv an der Aushöhlung des vermeintlichen Idylls mitarbeiteten, kam den wenigsten der neuen Kellerbesitzer seinerzeit in den Sinn (es fiel höchstens auf, daß die Immobilienpreise sich binnen kurzem vervielfachten). Daß die Einladungen in die Nachbarkeller seltener wurden, ja, daß die einheimischen Kellernachbarn mittlerweile

14 Eine äußerst anschauliche Schilderung dieser Hajóser Besonderheit findet sich bei Werner, Waltraut: Altschwäbisches aus dem ungarndeutschen Dorf Hajós. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 12, 1969, S. 249-270.

15 Vgl. hierzu: Hengartner, Thomas: Zeit-Fragen. In: Sonderheft „Zeit“ der Reihe VOKUS. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften. Hamburg 2000, S. 5-18, hier v.a. S. 11-15.

16 Vgl. Schellack, Fritz: Hajós-Pincefalú – Traditionen und Wandel im Hajóser Kellendorf. In: Volkskunde in Rheinland-Pfalz 10/1, 1995, S. 16-24.

immer seltener überhaupt anzutreffen sind, daß die Jüngeren, die längst sowohl zu gänzlich anderen Freizeitmustern als ihre Väter und Großväter tendieren¹⁷ als auch – so sie in Arbeitsverhältnissen stehen – der notwendigen Muße entbehren, um die Weinkellerkultur in bekannter Manier fortzuführen – dies wird in zunehmendem Maße erkannt und beklagt. Und überdies – ein Billigpreis-Paradies für West-Touristen ist Ungarn längst nicht mehr, doch davon später. Diese Beispiele sollen für die Zeitdimension des Wandels genügen.

Wenden wir uns nun der Dimension des Raumes zu, von der aus betrachtet „sich der Umbruch der Volkskulturen des östlichen Europa vor allem in der massenhaften, [...] einseitigen Migration Richtung Westen [manifestiert],“¹⁸ wie Werner Mezger in seinem bereits angeführten Vortrag zutreffend formulierte. Auch für die Gemeinde Hajós können hierfür Beispiele vorgebracht werden, die allerdings zu differenzieren und zu präzisieren sind. Dies betrifft vornehmlich den Umstand, daß es sich im Falle der Hajóser Migranten nicht um Auswanderer handelt, die ihren Heimatort für immer verlassen, sondern nahezu ausschließlich um Arbeitsmigranten, die in mehr oder weniger gleichmäßigen zeitlichen Abständen zur Arbeit nach Österreich, vor allem aber in die Bundesrepublik ausreisen.

Daß es diese Arbeitsmigranten in Hajós gab, brachten wir bereits bei unserem Aufenthalt im Rahmen des Projekts im Jahre 1995 in Erfahrung. Überwiegend Männer waren es damals, die über die Vermittlung ungarischer Firmen in Baukolonnen im westlichen Ausland, vornehmlich in der Bundesrepublik, manche auch in Österreich für mehrere Wochen arbeiteten. Sprechen konnten wir mit keinem von ihnen: entweder waren sie gerade unterwegs („draußen“, wie man in Hajós sagt) oder – wenn sie gerade zu Hause waren – verweigerten sie aus verständlichen Gründen das Gespräch: sie arbeiteten gewöhnlich illegal. Eine einigermaßen realistische Größenordnung konnte deshalb nicht in Erfahrung gebracht werden.

Eine völlig neue Qualität der Arbeitsmigration kann nun seit rund fünf Jahren beobachtet werden. Das Phänomen der globalisierten, internationalen Arbeitsteilung erstreckt sich damit auch auf „typisch weibliche“ Berufe und wird vielen bekannt sein, denn diesmal nun waren es Frauen, die als „Dienerinnen der Globalisierung“¹⁹ für jeweils vier Wochen in Deutschland als Pflegerinnen oder Haushälterinnen älterer Menschen arbeiten. Auch dies geschah vor der Legalisierung der Beschäftigung von Haushaltshilfen aus dem

17 Vgl. Schellack, Fritz: Hajós-Pincefalu – das Kellerdorf. In: Ders. 1996, S. 169-182.

18 W. Mezger 2002, S. 29.

19 Vgl. Perrenas, Rachel Salazar: Servants of Globalization. Women, Migration and Domestic Work. Stanford 2001; Lutz, Helma: Geschlecht, Ethnizität, Profession. Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter der Globalisierung. In: interkulturelle studien-iks-Querformat, Heft 1, Münster 2000.

osteuropäischen Ausland zum 1. April 2002²⁰ in einem rechtlichen Graubereich, und es bedurfte mehrerer Anläufe, um genauere Informationen zu erhalten.

Angefangen hatte dieser Zug nach Westen vor rund zehn Jahren mit einer ungarndeutschen Frau aus dem Hajóser Nachbarort Császártöltés, die quasi per Zufall im Raum München zu einer solchen Pflegestelle gekommen war und die sich anbietende Nische oder Marktlücke erkannte. Nur wenig später verlegte sie sich auf das Makeln von Pflegerinnen, und heute, so wurde mir gesagt, hat nahezu jedes Dorf in der Umgebung – nicht nur die Dörfer mit ungarndeutscher Bevölkerung – eine solche Vermittlerin. Die Grundvoraussetzung für eine Pflegerinnenstelle sind Sprachkenntnisse des Deutschen, und hier haben die Frauen aus den ungarndeutschen Dörfern relative Vorteile. Die Idee erwies sich als voller Erfolg: für Hajós allein spricht man mittlerweile von ca. 400 Frauen, die im vierwöchigen Turnus vor allem nach Bayern, ins Saarland oder den Großraum Frankfurt zum Pflegedienst pendeln. (Es gibt Gassen, so wurde mir berichtet, wo „aus jedem Haus eine weg ist.“) 2000,- DM, oder seit Anfang diesen Jahres 1.024,- Euro bekommen sie für vier Wochen, eine stattliche Summe für ungarische Verhältnisse. (Zum Vergleich: eine Verwaltungsangestellte auf dem Hajóser Rathaus verdient knapp 200 Euro netto, eine Verkäuferin im lokalen Supermarkt bei 6 Stunden Teilzeitbeschäftigung knapp 142 Euro!) Die Familien, in denen die Frauen beschäftigt sind, bezahlen die Fahrt (rund 102 Euro hin und zurück) sowie die Versicherungsprämie in Höhe von ca. 36 Euro, für Pflegerinnen über 65 Jahren das Doppelte. Das Alter der Frauen streut zwischen 25 und 75 (!) Jahren, sie sind ledig, verheiratet oder verwitwet.

Freilich, der relative Geldsegen darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch die Entscheidung für diese Form der Arbeitsmigration keineswegs aus ganz freien Stücken geschieht: „Es geht nicht schön“, konstatierte meine Informantin, „keine kommt, weil’s in Deutschland schöner ist als zu Hause“, und mit diesen Worten deutete sie den partiellen Zwangsaspekt dieser Arbeitsmigration an. Ökonomische Disparitäten sind es, welche die Frauen nötigen, sich diesem Ortswechsel immer wieder zu unterziehen, Disparitäten zwischen West und Ost, zwischen Zentrum und Peripherie, verstärkt durch die Preisentwicklung in Ungarn in den letzten Jahren, die von den offiziell angegebenen Inflationsraten und Verbraucherindices nicht adäquat ausgedrückt werden. Die Preise für viele Grundnahrungsmittel und Güter des täglichen Bedarfs haben inzwischen mitteleuropäisches Niveau erreicht, mitunter liegen sie sogar darüber. Nur vier Beispiele: ein halbes Pfund Butter: 1,22 Euro; ein Liter Milch: 0,55 Euro; Zahnpasta: zwischen 0,80 und 2 Euro; 20 Pampers: 5,5 Euro. Die Liste ließe sich nahezu beliebig fortsetzen. Wie sollte bei die-

20 Vgl. Rems-Murr-Nachrichten vom 29.08.2002.

sem Lohn-Preis-Verhältnis ein Normalverdiener in Ungarn über die Runden kommen?

Wie hoch die sozialen Kosten sind, mit denen die Arbeitsmigrantinnen den materiellen Zugewinn erkaufen, läßt sich bestenfalls schätzen, nicht jedoch exakt angeben. Zwar sind die Fahrten organisiert – die Transporteure pendeln wöchentlich zwischen den Heimat- und Dienstorten – doch die Non-stop-Fahrten von Deutschland nach Ungarn, zu siebt oder acht eingezwängt in einen Mini-Van sind jedesmal aufs Neue schlicht eine Tortur, die vor allem den Älteren schwer zu schaffen macht. Was bedeutet die regelmäßige, längere Abwesenheit der Mutter für die Kinder, die Trennung für die Männer, für die Eheleute? Und nicht zuletzt: was bedeutet es für die Frauen, immer wieder für vier Wochen die Familie zurückzulassen und den eigenen Haushalt, in dem das meiste während der Zeit der Abwesenheit liegenbleibt? (Von „Subjektivationen“ wie Heimweh und Trennungsschmerz gar nicht erst zu reden!) Wird der ökonomische Vorteil mittel- oder langfristig gar mit der Gesundheit bezahlt werden, wenn diese der gesteigerten physischen und psychischen Belastung nicht standhält? Derlei Fragen dürfen nicht ausgeblendet werden, will man dem ganzen Menschen gerecht werden und ihn nicht eindimensional als „homo oeconomicus“ begreifen. Festzuhalten bleibt, daß mit der Dimension des Raumes auch in unserem Hajóser Beispiel Fragen und Probleme verbunden sind – und wohl noch länger bleiben werden – denen in weiteren Forschungen nachzugehen sich als gleichermaßen wichtig wie interessant herausstellen wird.

An diesem Punkt nun läßt sich ein Übergang zur gesellschaftlichen Dimension der Veränderungen in Hajós seit 1995 relativ gleitend herstellen. Zu diesem Punkt will ich auf einen Aspekt kurz eingehen, welcher in den Gesprächen bei meinen Besuchen in den letzten Jahren wiederholt zum Tragen kam: das von allen Gesprächspartnern artikulierte Gefühl, in einer entsolidarisierten Gesellschaft zu leben, aus dem sich auch das abgrundtiefe Mißtrauen gegenüber der Politik und ihren Repräsentanten speist.²¹

Beide Haltungen resultieren aus dem Gefühl der Verunsicherung heraus, hervorgerufen durch den rapiden Umbruch der letzten dreizehn Jahre. Dieser stellte sich vor allem für die Angehörigen der Alterskohorten der über Vierzigjährigen als eine Reihung von Verlusterfahrungen dar, die zusammengenommen eine Zerstörung des politischen und historischen Kontextes bedeuteten, in dessen Rahmen die Plausibilitätsstrukturen²² der individuellen Lebensläufe und -projekte verankert gewesen waren. Mit dem Ende des Sozialismus hatten sich diese Strukturen zu Beginn der 1990er Jahre binnen kür-

21 Vgl. T. Schneider 2000, S. 318.

22 Vgl. Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M. 1980, S. 165.

zester Zeit aufgelöst. Konkret hieß das: Verlust des Arbeitsplatzes, Verlust der sozialen Absicherung, und damit zusammenhängend der Bruch in der eigenen Biographie, die außengesteuerte Änderung der Lebensplanung und das radikale Infragestellen der eigenen Lebensleistung. Mit der gemeinsamen Arbeit im Staatsgut oder in der LPG war die Herausbildung eines gemeinsamen Erfahrungshorizontes einhergegangen, der wiederum zur Herausbildung einer kollektiven Identität beigetragen hatte. Zieht man dies in Betracht, so wird verständlich, weshalb im kollektiven Gedächtnis zumindest die letzten beiden Dekaden des Sozialismus als sorgenfreier und sicherer Alltag und nicht als politische Diktatur weiterleben.²³

Beides, gemeinsamer Erfahrungshorizont und kollektive Identität, drohte nach 1989 mit der Auflösung von LPG und Staatsbetrieb binnen kurzem abhanden zu kommen. Daß im Zuge dieser Betriebsauflösungen und der damit verbundenen Entlassungswellen jeder seine eigene Haut zu retten versuchte, so gut es ging, kann nicht verwundern. Und auch, daß es den einen besser gelang als den anderen, kann (von außen betrachtet) nicht überraschen. Doch damit war bereits die Grundlage für das gegenseitige Mißtrauen gelegt, das sich in den folgenden Jahren im Zuge des Procedere der Entschädigungsverfahren in den Jahren 1991 bis 1994 noch ganz erheblich verstärken sollte. Diese Entschädigungsverfahren verlängerten seinerzeit die Hektik und die bitteren Kontroversen der parlamentarischen Entstehungsphase der Entschädigungsgesetze in den Alltag der Menschen hinein. Zum einen wurden im Abstand von mehreren Monaten drei Gesetze verabschiedet, in denen jeweils andere Kategorien von Entschädigungsberechtigten anerkannt wurden. Wer also bereits nach dem ersten Gesetz zum Kreis der Berechtigten gehörte, war zeitlich im Vorteil. Zum zweiten hatte man den Arbeitsaufwand unterschätzt und die mit den Entschädigungsverfahren befaßten Behörden personell nicht aufgestockt, so daß die Bearbeiter hoffnungslos überlastet waren, was wiederum erhebliche Verzögerungen nach sich zog.²⁴

Die Ungleichzeitigkeit, mit welcher die einzelnen Familien zu ihrer Entschädigung kamen, trug zur Aufladung der Atmosphäre im Dorf bei. Während diejenigen, die nach dem ersten Gesetz Kompensation erhielten, bereits im Winter 1991/92 oder im Frühjahr 1992 ihre Gutscheine bekamen, waren viele

23 Vgl. Niedermüller, Peter: Kultureller Wandel: osteuropäische Perspektiven. In: Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Hrsg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 21), S. 287-304.

24 Zur Entschädigung in Ungarn vgl. Fischer, Brigitte: Das Entschädigungsgesetz von 1991 und die marktwirtschaftliche Umgestaltung des Agrarsektors in Ungarn. In: Südosteuropa-Mitteilungen 32, H. 1, 1992, S. 35-44; Sitzler, Kathrin: Die Reform des Bodeneigentums im Rahmen der Entschädigung. Teil 1: Die Transformation der ungarischen Landwirtschaft und ihre Folgen. Unveröffentl. Manuskript. München 1995.

andere noch gar nicht entschädigungsberechtigt. Als dann die Ungarndeutschen mehrheitlich durch die im Jahre 1992 erlassenen Gesetze ebenfalls Entschädigung beantragen konnten, waren wiederum die Personen zeitlich im Vorteil, welche eine persönliche Kompensation beantragen konnten, da ihre zumeist formal vollständigen Anträge vergleichsweise unkomplizierte Fälle darstellten und rasch positiv beschieden werden konnten.

Die zeitliche Verschiebung der Entschädigung bei den unterschiedlichen Berechtigtenkategorien sät Zwietracht im Dorf. Die Praxis der Antragstellung und der Bewilligung trug den Unfrieden in die Familien: zeitlich auseinanderliegende Bewilligungsbescheide trotz gleichen Datums der Einreichung oder unterschiedliche Entschädigungssummen für die Geschwister ein und derselben Familie sorgten für große Aufregung und verstärkten das Gefühl, in einer entsolidarisierten Gesellschaft zu leben: „Heute ist keine Nächstenliebe mehr, nur noch Neid“, kommentierte 1996 einer meiner Gesprächspartner. Selbst die materiell äußerst entbehrensreichen fünfziger Jahre werden heute nostalgisch verklärt mit dem Hinweis, daß damals „die Freundschaft viel ärger zusammengehalten hat wie heute.“ Zwar wünscht sich niemand im Ernst die sozialistischen Zeiten zurück, doch verführt die so empfundene, vielleicht tatsächlich eingetretene Versachlichung der zwischenmenschlichen Beziehungen dazu, die Vergangenheit in unverhältnismäßig pastellfarbenem Licht erscheinen zu lassen.²⁵

Der Verlust des Vertrauens in die Mitmenschen erstreckt sich gleichermaßen auf die Politik und ihre Repräsentanten, denen man zwar alles zutraut, sie aber zu nicht vielem fähig hält, und dieses Mißtrauen erstreckt sich mittlerweile nicht mehr allein auf die so bezeichnete „große“ Politik. Ihren Repräsentanten hatte man Mitte der neunziger Jahre die Schuld an den Wirren des Umbruchs und an der Misere zugeschrieben, unter dem Verweis, daß sie den politischen Willen der Bevölkerung konsequent mißachteten und die neu erlangten Ämter weniger zum Wohl des Landes als in erster Linie zur persönlichen Bereicherung nutzten. Mittlerweile trifft dieses Verdikt auch die neue lokale politische Elite, die ihren Vertrauensvorschuß, der ihr bei der Amtsübernahme zu Beginn der neunziger Jahre durchaus entgegengebracht worden war, vornehmlich durch Selbstherrlichkeit, man könnte auch sagen: durch die immer offener zur Schau getragene Arroganz der Macht gründlich verspielt hat.

Auch diese Beobachtung scheint mir symptomatisch für den Zustand des Hajóser Gemeinwesens zu Beginn des 21. Jahrhunderts, das auch gegen-

25 Vgl. Schneider, Thomas: Die langen Schatten der Vergangenheit. Der Systemwechsel in Ungarn und die Ungarndeutschen – das Beispiel Hajós. In: Retterath, Hans-Werner (Hrsg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 25. bis 27. Oktober 2000. Freiburg 2001 (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 5), S. 115-134.

wärtig noch, zwölf Jahre nach den politischen Umwälzungen in Ungarn und anderen ost- und südosteuropäischen Ländern, Symptome einer liminalen Phase aufweist, eines „nicht mehr“ und gleichzeitig eines „noch nicht“, jenes Schwellenzustandes also, wie ihn Victor Turner in seiner auch im Zusammenhang mit der Umbruchsituation nach 1989 vielzitierten Ritualtheorie beschrieben hat.²⁶

Damit komme ich zum Schluß meiner Ausführungen. Vielleicht werden Sie fragen, weshalb ich nicht auf das Zusammenleben zwischen Ungarndeutschen und Ungarn in Hajós eingegangen bin. Die Frage ist berechtigt, da Hajós bei weitem keine ethnisch geschlossene Gemeinde mehr bildet. Allerdings stand dieser Aspekt bei unseren Untersuchungen nicht im Vordergrund, so daß substantielle Aussagen hierüber zu treffen mir nicht zusteht: ein solch sensibles Terrain aber müßte mit Gründlichkeit und Vorsicht zuerst erkundet werden, bevor Äußerungen dazu getan werden dürften.

Unseren Film über das Projekt²⁷ ließen wir 1996 mit der Hoffnung ausklingen, daß von Hajós hoffentlich bald als einem Dorf im Aufbruch berichtet werden könne. Leider führt die eben gezogene Zwischenbilanz zu der ernüchternden Erkenntnis, daß es verfrüht wäre, zum gegenwärtigen Zeitpunkt von einem Aufbruch zu sprechen. Die Existenzbedingungen der Menschen, ihre kulturelle Stimmung, ihre Befindlichkeiten haben sich im Vergleich zur Mitte der neunziger Jahre zwar geändert, jedoch bei weitem nicht in allen Belangen zum Besseren. Daß die Transformation der ungarischen Wirtschaft erfolgreich abgeschlossen sei und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für ausländische Investoren in Ungarn sich prächtig entwickelt haben, dies läßt sich auf zahlreichen Internetseiten nachlesen, und – dies wird möglicherweise sogar stimmen. Daß diese positiven Befunde der Wirtschaftsfachleute jedoch einem prüfenden Blick auf der Mikroebene nicht so ohne weiteres standzuhalten vermögen, und dies umso weniger, je genauer die konkreten Lebenssituationen der Menschen beleuchtet werden, legt das Hajóser Beispiel nahe. Pierre Bourdieus Verdikt, daß „der Wirtschaftstheorie nichts fremder (oder gleichgültiger) als das konkrete Wirtschaftssubjekt [ist]“²⁸, darf leider weiterhin Gültigkeit beanspruchen.

26 Vgl. Turner, Victor: Liminalität und Communitas. In: Belliger, Andréa / Krieger, David J. (Hrsg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Opladen / Wiesbaden 1998, S. 251-262.

27 Hajós – ein ungarndeutsches Dorf im Umbruch. VHS-Video, 36 Minuten, Mainz 1996.

28 Bourdieu, Pierre: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachwort von Franz Schultheis. Konstanz 2000 (= Éditions discours, 25), S. 31.